

Hände

In meiner Kindheit war eine Fahrt mit dem Zug, mit der Eisenbahn, ein besonderes Erlebnis und ganz anders als heute. Das lag nicht nur an den Dampflokomotiven. Auch die Personenwagen waren vor 75 Jahren anders: sie bestanden in der 3. Klasse aus Einzelabteilen mit zwei langen Holzbänken, an beiden Seiten eine Tür und zwei schmale Fenster. An den Türen stand mit großen Buchstaben „Nicht öffnen, bevor der Zug hält“. Die Personenzüge fuhren, im Gegensatz zu den D-Zügen langsamer und hielten auf jedem Bahnhof. („Auf jeder Klitsche“, sagte meine Mutter.) Dort kontrollierten Schaffner und Stationsvorsteher das geordnete Aus- und Einsteigen. Wenn man einen Fensterplatz hatte, wurde die Fahrt nie langweilig. Aber saß ich in der Mitte der Bank, eingezwängt zwischen Erwachsenen, dann sehnte ich das Ende herbei.

Bei unseren langen Fahrten an die Ostsee sorgten meine Eltern für Abwechslung, hatten Bücher und Stifte mit eingepackt, und es gab Spiele für die

Finger und die sog. Zungenbrecher, mit denen wir uns die Langeweile vertrieben, oft zur Erheiterung aller, die mit uns im Abteil saßen.

Als wir älter wurden und lesen konnten, war meine Schwester abgemeldet, sie las ununterbrochen. Ich befolgte dann den Rat meiner Mutter; sie hatte einmal gesagt: „Wenn du nichts anderes zu tun hast und es dir langweilig wird, dann sieh dir doch einmal die Hände der Mitreisenden an!“

Mit diesem langen Einleitungsabschnitt bin ich endlich beim Thema. Ich wäre viel schneller dazu gekommen, wenn ich mit den Händen meines Vaters begonnen hätte. Schon als junger Mann, also in meiner Kindheit, hatte er auffallend dicke Adern auf den Handrücken. Ich spielte manchmal damit, schob sie hin und her oder drückte sie zu. Seine Hände waren schon immer für mich etwas Interessantes gewesen.

Im Zug saßen mir meistens vier Erwachsene gegenüber, ihre Hände lagen im Schoß. Auf die Gesichter zu starren, hatte mir meine Mutter ausdrücklich verboten. Aber was konnten Hände alles erzählen! Da gab es die abgearbeiteten mit vielen Falten und dunkler Haut, ähnlich denen, die Albrecht Dürer von seiner Mutter gezeichnet hat. Manche Menschen hatten schöne, schlanke, fast weiße Finger; vielleicht waren es Geistesarbeiter oder Ärzte oder Musiker? Meine Gedanken gingen viele Wege. Bei allen schaute ich natürlich nach den Ringen, und schon als Kind fiel mir auf, dass es Frauenhände mit viel zu viel Ringen gab. Waren sie so reich, und warum mussten sie das allen zeigen? Manchmal warf ich dann einen schnellen Blick auf die Gesichter: Es waren meist sehr schöne Frauen. Und viel später lernte ich in der Schule bei der Behandlung der *Minna von Barnhelm* (Lessing): „Wenn wir schön sind, sind wir ungeschmückt am schönsten.“ Auch die dicken Hände mit den „Wurstfingern“ verführten dazu, einen schnellen Blick auf den Besitzer zu werfen: War es ein beliebter Mensch oder vielleicht ein Kranker?

Ich habe kleine, zarte Hände, kann am Klavier kaum die Oktave spannen und hatte für die Bauernarbeit, z.B. beim Garbenbinden, stets Schwierigkeiten. Mein Großvater hätte für sie den wenig schönen Ausdruck „faule Hände“ gehabt. Das war nicht abwertend gemeint. Es hieß nur: Dieser Mensch arbeitet nicht mit den Händen, sondern mit dem Kopf.

Für die Hände meiner Mutter wäre weder das Attribut „schön“, noch die Bezeichnung „faul“ richtig gewesen. Ihre Finger waren krumm, hatten dicke Gelenke, die Haut war oft rissig und rot. Die Hände meiner Mutter waren Ergebnis ihres unermüdlichen Fleißes und ihrer Arbeiten; sie glichen denen auf Dürers Bild. Die Hände meiner Mutter – sie waren die schönsten, die ich je gesehen habe.

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft
Elfriede Voigt: »Was uns zu Menschen macht«

Das Gewitter

Eine Sorge meiner Eltern war, mit uns Stadtkindern so oft wie möglich in der freien Natur, im Wald, an der frischen Luft zu sein. In unserem Sprachgebrauch hieß es: „Wir gehen spazieren“, heute würde man die Art unserer Ausflüge eher als Wanderungen bezeichnen.

Wenn das Ziel bestimmt war, übernahm mein Vater die Planung. Er suchte die Zugverbindung heraus, fand eventuelle Einkehrmöglichkeiten und den Zeitpunkt der rechtzeitigen Rückkehr.

Für den Ablauf des Spazierens galt grundsätzlich: Wir Kinder hatten so zu gehen, dass die Eltern uns sehen konnten, hatten also vor ihnen zu sein. Selbstverständlich durften wir vorausseilen, seitlich ausbrechen in den Wald oder auf Wiesen, nur Zurückbleiben war untersagt. Es war also kein braves, langweiliges Laufen, unser Spaziergehen, und groß war die Freude, wenn wir Roller oder Bälle mitnehmen durften. Welch ein Spaß, als sich einmal die Eltern unterwegs unserer Roller schnappten und davonfuhren!

Meine Erinnerung an die Wanderung mit dem Gewitter ist einesteils recht lückenhaft, denn ich weiß weder das damalige Wanderziel, noch wie alt ich gewesen bin, wahrscheinlich war ich im Vorschulalter. Meine Eltern hatten rechtzeitig erkannt, was sich da zusammenbraute, und wir kamen an einen Bauernhof, in dessen großem Toreingang wir uns gut unterstellen konnten. Blitz auf Blitz folgte, Wolkenbruchartig ergoss sich der Regen. Ich sah die Wassermassen und fing an zu weinen. Die Frage meines Vaters war in barschem Ton gestellt: „Warum weinst du denn jetzt?“ Das Gewitter und der Zeitverlust durch unsere Flucht brachten seinen ganzen Plan durcheinander. Würden wir den Zug noch erreichen? Hatte er vielleicht Sorge, seine Heftkorrekturen, die er sich an solchen Tagen für die Abend- und Nachtstunden ließ, zu Ende bringen zu können? Ängstlich gab ich Antwort: „Was machen denn jetzt die Rehe und Hasen? Und die Vögel werden doch ganz nass. Mir tun die Tiere so leid.“ Mein Vater tat etwas Außergewöhnliches: Er kauerte sich zu mir herunter, legte einen Arm um meine Schultern und erklärte mir ganz ruhig und ausführlich, wie die Tiere des Waldes in solchen Fällen geschützt seien, dass sie längst im Gebüsch, in Höhlen und an Baumstämme geschmiegt Unterschlupf gefunden hätten wie wir unter dem Torbogen.

Wie wir damals heimgekommen sind, weiß ich nicht mehr. Aber diese, so von seiner Liebe getragene Reaktion meines Vaters habe ich nie vergessen, obwohl sie anderen eine Bagatelle scheinen mag.

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft

Elfriede Voigt: »Was uns zu Menschen macht«

Andreas

Nach dem Faustschlag, der ihn voll ins Gesicht getroffen hatte, stand er nun vor mir, der zehnjährige Andreas, und versuchte, seiner Tränen Herr zu werden; Tränen des Schmerzes waren es nicht, sondern die Wut trieb ihm das Wasser in die Augen, Wut über die feige Handlungsweise seines Mitschülers.

Im Anschluss an die Geburt meines zweiten Kindes war ich zunächst aus dem Berufsleben ausgeschieden und hatte dann nach zwei Jahren meine Tätigkeit als Lehrerin wieder aufgenommen. Dieser Neuanfang fiel mir nicht leicht, denn außer der häuslichen Belastung hatte ich mich in den Unterricht in der Unterstufe einzuarbeiten, weil man in der Mittelstufe (5. bis 8. Klasse) keine Verwendung für mich gehabt hatte. Die 4. Klasse, deren Leiterin ich wurde, hatte eine besondere Geschichte hinter sich: Die Schüler waren in drei Parallelklassen aufgeteilt gewesen und wurden erst wieder zusammengeführt, als ich eingestellt worden war. Das bedeutete: Die Schüler mussten sich neu aneinander gewöhnen, und

alle die Machtkämpfe um die Rangordnung, die gewöhnlich im 4. Schuljahr längst geklärt sind, die fanden jetzt statt. In dieser Klasse waren relativ viele schwierige Schüler. Dazu rechne ich nicht nur die, denen das Lernen schwer fiel, sondern eher solche, die – meist wegen ihrer Situation im Elternhaus – ein auffälliges Verhalten zeigten. Besonderes Kopfzerbrechen bereiteten mir solche Kinder, die gut oder sogar ausgezeichnet lernten, aber sich nicht normal benehmen konnten. Der Lehrer denkt: Sie müssten doch Freude am Lernen haben, gern zur Schule gehen, selbst schon einschätzen können, dass sie sich mit ihrem Betragen nur schaden. So denkt der Erwachsene. Von dieser Sorte hatte ich in meiner neuen Klasse zwei: Andreas und Uli, beide überdurchschnittlich und etwa gleich begabt, beide groß und kräftig, beide von allein stehenden Müttern erzogen.

Schon als ich die Sitzordnung bekannt gab, ging es los! Ich hatte mir vorgenommen, Uli und Andreas in die Nähe, also in die erste Bank zu setzen. Murren und Protest bei Andreas: „Warum soll ich denn auf einmal ganz vorn sitzen?“ Meine Antwort: „Ich denke, du wirst dich oft melden, weil du viel weißt, und wenn du dich hier vorn meldest, ziehst du mir die ganze Klasse mit“, quittierte Andreas mit strahlenden Augen. Ihn hatte ich innerhalb kurzer Zeit mit meinen Methoden gewonnen, er störte meinen Unterricht nicht (aber leider immer wieder den meiner Kollegen). Ich kann behaupten, er riss sich zusammen aus Liebe zu mir, er wollte mir offensichtlich Freude machen. Dass dabei auch mein gutes Einvernehmen mit seiner Mutter eine Rolle spielte, steht außer Frage. Uli allerdings blieb weiterhin unlustig und mürrisch.

Ich durfte meine Erfolge nicht zu hoch ansetzen. In den Pausen war vielleicht manchmal was los!! Geschrei, Rennen und Zweikämpfe! Wussten die Kinder, dass ich beim Klingelzeichen hereinkäme, dann standen sie, standen an ihren Plätzen und warteten.

Andreas und Uli waren in einen erbitterten Kampf verwickelt gewesen. Es klingelt! Andreas stellt sich sofort an seinen Platz – er will mir doch keinen Ärger machen! – aber Uli nutzt die Chance und schlägt voll zu.

Auf Rache verzichten aus Achtung vor einem Höheren oder einfach aus Liebe zum Menschen neben mir – ein Kind hat es 1959 geschafft. Und heute? Und wir? Ganze Völker?

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft
Elfriede Voigt: »Was uns zu Menschen macht«

Das Waschbrett

Sie wissen nicht, was ein Waschbrett ist? Dann sind Sie sicher ein junger Leser und kennen dieses Gerät nicht mehr, auf dem unsere Großmütter und Mütter die Wäsche rubbelten; an den quer verlaufenden Rillen war dem Schmutz besser beizukommen, ähnlich dem Prinzip der Oberflächenvergrößerung, das uns in der Natur oft begegnet. Dieses Hilfsmittel beim Waschtage meiner Vorfahren meine ich nicht.

Ich trage mein Waschbrett ständig bei mir. Eines Tages, ich stand vielleicht schon über zehn Jahre im Lehrerberuf, sagte mein Vater zu mir: „Wenn du weiter so machst, wirst du bald ein schönes Waschbrett haben!“ Gemeint hat er damit die Querfalten auf meiner Stirn, die ich auch wirklich heute noch habe. Wie bin ich nun zu meinem „Waschbrett“ gekommen?

Es war mir zur Gewohnheit geworden, wenn ein Schüler bei einer mündlichen Leistungskontrolle oder an der Tafel einen Fehler zu machen drohte, meine Stirn in Falten zu ziehen und zwar nicht in die senkrechten, die so streng an der Nasenwurzel sitzen, sondern eben in Querfalten. Das war dann ein leises „Achtung!“ oder „Nein, nicht so!“, und die Schüler wussten Bescheid, konnten rechtzeitig umkehren und den richtigen Weg suchen. Im gewöhnlichen, tagtäglichen Unterricht war diese Methode nicht unbedingt angebracht, denn dort konnte ich damit rechnen, dass die Mitschüler sich meldeten, bzw. ich wartete, ob sie den Fehler merkten und durch Handzeichen den Klassenkameraden aufmerksam machten.

Notwendig und hilfreich war mein Waschbrett bei der gefürchteten mündlichen Abschlussprüfung der 8., bzw. später der 10. Klasse. Da stand der Schüler vor einer Prüfungskommission: Prüfender, Klassenleiter, ein weiterer Fachlehrer und womöglich noch der Kreisschulrat saßen in einer Front an einem langen Tisch ihm gegenüber. Vorsagen war selbstverständlich verboten. Aber meine Faltenwarnung sah von der Seite her keiner. Ich saß ganz ruhig, ohne mit der Wimper zu zucken, nur meine Stirnhaut bewegte sich.

So habe ich also doch vorgesagt, Prüfungsbestimmungen missachtet? Ganz so streng sehe ich das nicht. Ich habe nur auf meine leise Art vor dem falschen Weg gewarnt. Den richtigen Weg musste der Schüler dann schon selbst finden. Ist es nicht immer angebracht, jemanden rechtzeitig darauf aufmerksam zu machen, dass er etwas falsch machen wird?

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft
Elfriede Voigt: »Was uns zu Menschen macht«

Das falsche Verb

In der Schule gab es, als ich Lehrerin war, auch viel Lustiges. Ein Mentor hatte uns Lehramtsanwärtern gesagt, in jeder Unterrichtsstunde müsse einmal gelacht werden (, wenn nicht das Thema solches verböte). Ich achtete immer darauf, dass zwar gelacht, aber nie ausgelacht wurde.

1955 gab es schon im Juni heiße Tage. In den Mittagsstunden wurde es in den Klassenzimmern, die im Südflügel der Schule lagen, beinahe unerträglich warm. Ich hatte in einer sechsten Unterrichtsstunde, also zwischen zwölf und

dreizehn Uhr Deutsch in meiner 8. Klasse. Es galt, die gefürchtete Abschlussprüfung gründlich vorzubereiten. Damals wurde von den Schülern in der schriftlichen Prüfung die Satz- und Wortanalyse eines Satzgefüges verlangt. Meine Mädchen beherrschten das recht gut, und trotz Hitze und Schwitzen kamen wir so gut voran, dass mir die zu Hause vorbereiteten Beispiele ausgingen, als die Stunde noch gar nicht zu Ende war. Aus dem Stegreif gab ich deshalb noch einen Satz zu; er lautete etwa: In den großen Ferien, auf die ich mich schon freue, fahre ich mit meinen Eltern fort. Der genaue Wortlaut ist mir entfallen und außerdem nicht wichtig, wichtig ist nur das allerletzte Wort.

Für dieses „fort“ kam bei der Wortanalyse einfach nicht die richtige Antwort. Fast alle Wortarten wurden durchprobiert. Schließlich sagte Edith: „Fort ist ein Verb.“ (Womit sie eigentlich sogar recht hatte, das Verb heißt „fortfahren“, und nur wegen meiner schlechten Vorgabe stand „fort“ allein am Satzende.) Ich bin fast am Aufgeben. Ich schwitze wie alle. In meiner Verzweiflung sage ich: „Aber Edith! 'fort' kannst du doch nicht konjugieren! Ich forte, du for...“

Pause!

Die Stunde endete mit schallendem Gelächter.